

Priesterbildung, Seelsorge und religiöses Leben Altbayerns im 19. Jahrhundert*

von

Georg Schwaiger

Am Beginn der bayerischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts steht, wie an so vielen Anfängen der Geschichte, ein äußerer Zusammenbruch, zunächst katastrophalen Ausmaßes. Der Untergang der Reichskirche in den Auswirkungen der von Frankreich ausgehenden Revolution traf ganz Deutschland, am schwersten die bisher geschlossen katholischen Länder, ausgenommen nur die Habsburger Erblande. Nicht so sehr das Ende der geistlichen Staaten, der Fürstbischöfe und Reichsprälaten, deren Zeit abgelaufen war, brachte den tiefen Einbruch, als vielmehr die staatliche Aufhebung und Konfiszierung der Stifte und Klöster. Von diesem barbarischen Akt äußersten Rechtsbruches, wenn auch in die Formen positiven Rechts neuester Herkunft gekleidet, blieb die katholische Kirche Deutschlands durch das ganze folgende Jahrhundert – und darüber hinaus – tief gezeichnet.

Eine geistige, religiöse und kulturelle Tradition, die in über tausend Jahren gewachsen war und, vor allem in Bayern, Land und Volk geprägt und getragen hatte, war nun jäh zerschlagen.

Der große Rechtslehrer Friedrich Karl von Savigny, protestantischer Herkunft, lernte als Professor der Universität Landshut – bereits in der Zeit der grundstürzenden Änderungen des Ministeriums Montgelas – Land und Volk mit den Augen seines väterlichen Freundes Johann Michael Sailer betrachten und verstehen. 1809 schrieb er nachdenklich: „Unsere Universität [Landshut] leidet an großen Übeln des Augenblicks und an größeren, welche dauernd sind ... Das Beste, ja das einzig Gute, was von Anstalt und Einrichtung gut ist, liegt in den Resten der alten geistlichen Verfassung. Davon, ich meine von den eigentümlichen Verhältnissen der katholischen Geistlichkeit, ihrer Erziehung und Bildung, haben wir anderen gar keinen Begriff, und es ist etwas in seiner Art ebenso Vortreffliches und Herrliches als das ganz verschiedene Wesen unserer [protestantischen] Universitäten. Aber freilich sind es nur noch Reste, mit plumpen Händen haben die Regierenden das herrliche Werk zerbrochen, unfähig, an seiner Stelle etwas Treffliches von dieser oder anderer Art zu bilden.“ (Savigny an J. H. Chr. Bang, Landshut, 25. September 1809: Hubert Schiel, Johann Michael Sailer, I, Regensburg 1948, 416 Nr. 506).

Trotz des äußeren Zusammenbruchs und der inneren Gefährdungen fehlte es in der katholischen Kirche Bayerns – und ganz Deutschlands – nicht an eindrucksvollen geistlichen Gestalten, die mit Geistesmacht und Glaubensstärke darangingen, den alten Glauben in der stürmisch aufgebrochenen neuen Zeit zu leben, zu verkün-

* Vortrag, gehalten in der Aula des Priesterseminars Regensburg, am 24. Oktober 2002.

den, glaubwürdig darzustellen, das schwer erschütterte Kirchenwesen reiner, geläuterter, frömmere wieder zu bauen. Johann Michael Sailer (1751–1832), der Universitätslehrer, Seelenführer und spätere Bischof von Regensburg, ist hierin für Bayern, und weit darüber hinaus, an hervorragender Stelle zu nennen. Sailer vor allem hat mit seinem gesprochenen und geschriebenen Wort, vor allem aber durch seine Priesterschule, ein gläubiges Volk gebildet und ein Erbe gesichert, von dem Altbayern, wenn auch unbewußt, heute noch zehrt.

Neben Sailer waren in dieser Zeit unterschiedliche andere Kräfte in der Seelsorge, Priesterbildung und bald auch in der Kirchenpolitik tätig. Da gab es starke Gruppierungen, die alles, was ihrem Verständnis nach aus der Aufklärung kam, scharf ablehnten. Da gab es in Regensburg den frommen Regens, Dompfarrer und Weihbischof Michael Wittmann, der einen anderen, engeren Typus der Frömmigkeit und Priestererziehung verkörperte. Der unmittelbare Einfluß Sailers, seiner Freunde und Schüler ging schon ein Jahrzehnt nach Sailers Tod rasch zu Ende, in Bayern etwa zusammenfallend mit dem Ministerium Carl August von Abel (1837–1847). In der katholischen Kirche wuchs der Ultramontanismus mit jedem Jahr. Im preußischen Kirchenstreit, seit dem „Kölner Ereignis“, der Gefangensetzung des Kölner Erzbischofs Clemens August Droste zu Vischering durch die preußische Regierung (1837) und dem Erscheinen des „Athanasius“ aus der Feder des alten Görres (1838), verschärfte sich die konfessionelle Polemik in allen Lagern. Noch im Vormärz begann sich eine „katholische Bewegung“ zu formieren, die im Revolutionsjahr 1848 zum erstenmal deutlicher in Erscheinung trat und die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Bildung der politischen Zentrumspartei (1870) führte.

Die katholische Kirche Deutschlands wurde im 19. Jahrhundert und noch tief ins 20. Jahrhundert herein durch die Autorität der Päpste, der Bischöfe und des Seelsorgeklerus bestimmend geprägt. Mit den vierziger und endgültig mit den fünfziger Jahren begann ein schärferer Wind zu wehen. Eine neue Bischofsgeneration rückte in Bayern nach, meist im römischen Germanikum erzogen und theologisch völlig von der mächtig geförderten Neuscholastik geprägt. Bischöfe wie Karl August von Reisach in Eichstätt (1836–1846) und München (1846–1856), Ignatius von Senestréy in Regensburg (1858–1906), Georg Anton von Stahl in Würzburg (1840–1870), Franz Leopold von Leonrod in Eichstätt (1867–1905), auch Heinrich von Hofstätter in Passau (1839–1875), kennzeichnen eine kompromißlose, betont kämpferische neue Epoche, die das ganze Kirchenwesen, besonders Priesterbildung und Seelsorge, nach dem Vorbild der römischen Jesuitenschulen ausrichten will. Dies führte notwendig zu Spannungen, auch harten Kämpfen mit der liberal ausgerichteten, aber keineswegs kirchenfeindlichen staatlichen Kirchenpolitik, nicht zuletzt innerhalb der Theologenschulen bis tief in den Seelsorgeklerus hinein. In den vierziger Jahren, konzentriert im Revolutionsjahr 1848 mit den großen, vielgestaltigen Hoffnungen und Enttäuschungen, traten die unterschiedlichen Lager bereits unübersehbar zutage. Nur im Verborgenen wirkte Sailers frommer irenischer Geist über seine späten Schüler noch in die von scharfer Konfrontation gezeichnete zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein. Die wichtigsten Epochen der weit stärker kirchenpolitisch als theologisch bestimmten Auseinandersetzungen sind mit dem Schicksal des päpstlichen Kirchenstaates verbunden, mit seinem ruhmlosen Ende (1870), mit dem planmäßig ausgebauten innerkirchlichen Zentralismus, mit dem Syllabus (1864) und dem Vatikanischen Konzil (1869/70) unter Pius IX. (1846–1878) und dem Kulturkampf der siebziger Jahre – in den Folgen tief und verhängnisvoll nachwirkend bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Der christliche Geist einer Epoche wird wesentlich vom Klerus mitbestimmt, von seiner geistlichen Lebenshaltung, seinem Beispiel, seiner Verkündigung. Der bayerische Klerus des 19. Jahrhunderts ist gut gebildet, nicht eigentlich wissenschaftlich-theologisch, aber für die Erfordernisse der Seelsorge hinreichend. Nur der Klerus des Bistums Würzburg erhält seine theologische Bildung an der theologischen Fakultät der staatlichen Universität in der Bischofsstadt. Außer in Würzburg gibt es noch die theologische Fakultät der Universität München. Aber der Klerus des Erzbistums wird am Lyzeum in Freising ausgebildet, wie die Priesteramtskandidaten der übrigen Bistümer an den staatlichen Lyzeen in Passau, Regensburg, Dillingen (für das Bistum Augsburg), Bamberg und am bischöflichen Lyzeum in Eichstätt – nur in Eichstätt besteht eine solche Bildungsstätte, wo nach südländischem Vorbild die theologische und ästhetische Priestererziehung enger verbunden ist. Das Georgianum in München, eine Stiftung Herzog Georgs des Reichen von Bayern-Landshut aus dem Jahre 1494, ist ein überdiözesanes Priesterseminar, eng der Universität verbunden. Hier studieren im 19. und frühen 20. Jahrhundert vor allem einzelne Kandidaten aus den altbayerischen Bistümern, stets eine starke Anzahl aus dem Bistum Augsburg, dazu einige Pfälzer. Die theologischen Universitätsfakultäten in München und Würzburg verleihen auch als einzige im Land den theologischen Doktorgrad, führen Habilitationen durch und bilden so gewöhnlich auch den theologischen Nachwuchs für die Fakultäten und Lyzeen aus. Namentlich der alte Bischof Sailer hatte seinen Einfluß geltend gemacht, daß unter Ludwig I. neben den beiden theologischen Universitätsfakultäten die Lyzeen zur Priesterbildung erhalten oder neu eingerichtet wurden. Nach einem langen Prozeß des Um- und Ausbaus wurden die bayerischen Lyzeen 1923 in Philosophisch-Theologische Hochschulen umbenannt und stärker den Universitätsfakultäten angeglichen.

Der bayerische Klerus des 19. Jahrhunderts ist moralisch und religiös hochstehend, eifrig und gewissenhaft in der Erfüllung seiner Amtspflichten und dabei dem Volk eng verbunden, aus dem er kommt. Der Klerus des 19. Jahrhunderts ist noch eine echte Elite des Volkes: Nur die begabtesten Buben werden von den Priestern ausgewählt und zum Studieren an die wenigen Gymnasien und Seminarien geschickt. Studieren bedeutet auf dem Land und auch in den Marktflecken und Kleinstädten bis ins 20. Jahrhundert herein soviel wie „geistlich werden“.

Das Volk achtete und verehrte seine Priester als „die Herren“, ohne deswegen das angeborene Selbstbewußtsein zu verlieren. Von großer Bedeutung war hier wieder die Tatsache, daß Bayern im 19. Jahrhundert immer noch im wesentlichen ein Agrarland war. Die Landpfarrer betrieben bis etwa 1900 eigene Ökonomie auf ihren Pfarrhöfen, in Einzelfällen noch lange darüber hinaus. Dieser Umstand bedingte notwendig erhebliche Unterschiede im Einkommen der Pfarrer. Man kannte in jedem Bistum recht genau die guten, begehrten Pfarreien. Da aber an Priesternachwuchs kein Mangel herrschte und überall mindestens zehn Jahre als Kooperator oder Hilfspriester am Beginn der Seelsorge die Regel waren, wurde die Pastoration in allen Pfarreien, Exposituren und auf den meist schmalen Benefizien ordentlich ausgeübt. In jedem Bistum gab es auch einige ganz entlegene, wenig einträgliche „Strafposten“ für den Klerus, die älteren Priester noch durchaus bekannt sind. Heute haben sich diese Orte längst zu begehrten, wirtschaftlich völlig gewandelten Urlaubszielen entwickelt.

Unter den Ökonomiepfarrern gab es prächtige Typen. Die Erinnerung an sie ist da und dort noch im Volk lebendig. Ein Pfarrer in der Hallertau ging seinen Knechten in der Erntezeit jedesmal, wenn sie einen vollen Getreidewagen zum Tor hereinfuh-

ren, mit zwei gefüllten Maßkrügen entgegen, und so mancher Landdechant und geistliche Schulinspektor fuhr zwei- oder auch vierspännig zur Visitation. Man kann es von daher schon verstehen, daß der sehr strenge Bischof Senestréy von Regensburg seinem Klerus das neumodische, eines geistlichen Herrn unwürdige Radfahren wiederholt mit aller Eindringlichkeit unter schärfster Strafdrohung verboten hat. In der Regel sind die Pfarrer in Amt und Würden auf den Pfarreien auch verstorben, ohne resigniert zu haben. Nun mußte das lebende und tote Inventar des Pfarrhofs entweder vom Nachfolger übernommen und finanziell abgelöst oder auch versteigert werden. Dieser mißliche Umstand führte manchmal zur schweren Verschuldung des neuen Pfarrers und trug – mit den langsam sich ändernden Wirtschaftsformen – wesentlich zum Ende der Pfarrökonomie bei.

Treffend hat der Regensburger Priester Joseph Schlicht (1832–1917), langjähriger Schloßbenefiziat in Steinach bei Straubing, Priester und Volk und religiösen Volksbrauch des altbayerischen 19. Jahrhunderts festgehalten in seinem Werk „Bayerisch Land und Bayerisch Volk“, das 1875 zum erstenmal erschienen ist und dem Verfasser zunächst einige Beschwernis von seiten der allzu gestrengen geistlichen Obrigkeit eingebracht hat. Schlicht schildert genaugenommen die Zeit seiner Jugend in der Hallertau und Erfahrungen seiner Kooperatorenjahre in Niederbayern, noch einen späten Nachklang der Zeiten, die von Priestern aus der Schule Sailers und Michael Wittmanns unterschiedlich geprägt waren.

Mit den vierziger und endgültig mit den fünfziger Jahren begann ein schärferer Wind zu wehen. Jetzt werden überall bischöfliche Knabenseminare eingerichtet und alle bestehenden Priesterbildungsstätten neu organisiert. Die Buben werden hier streng erzogen, gleich beim Eintritt, als Zehn- oder Elfjährige also, in einen langen Talar gesteckt, ein Stehkragen kommt darauf, und der Bub wird in nicht zu geringen Abständen kahlgeschoren, regelmäßig noch einmal vor den großen Ferien im Sommer, damit er sich seines Berufes stets bewußt bleibe. Jetzt erst, um die Jahrhundertmitte, wird der enge, lange Talar mit den „dreiunddreißig“ Knöpfen (als Erinnerung an die Lebensjahre Jesu gedeutet) und dem römischen Stehkragen das geistliche Gewand. Noch die ganze Sailerzeit hatte sich der bayerische Klerus nach deutlichem Ausweis der erhaltenen Bilder im allgemeinen zwar dunkel, aber nach guter bürgerlicher Landessitte gekleidet. Die aufkommende Photographie zeigt fortschreitend das neue Priesterbild. Die neue Kleidung und das zu großer Strenge sich wandelnde Priesterbild entsprach dem allgemeinen Zug zur stärkeren Uniformierung und Zentralisierung unter den Päpsten Gregor XVI. (1831–1846) und vor allem Pius IX. (1846–1878).

Auch die Seelsorge wandelt sich jetzt, wieder ein Spiegel der gewandelten Auffassung von der Aufgabe des Priesters. Die kirchliche Obrigkeit erhofft sich im Zeitalter der politischen und kirchlichen Restauration eine Besserung des Volkes dadurch, daß die weltlichen Behörden ihre Aufsichts-, Ordnungs- und Strafgewalt wieder strenger vollziehen. Aber wenn einzelne Pfarrer oder feurige junge Kooperatoren hier den Bogen überspannen, hilft sich das Volk auf seine Weise: Bauernburschen werfen ihnen nachts die Fenster ein oder schneiden ihnen die Hopfenreben ab. Ein ähnliches Lehrstück liefert der lange, zähe Kampf gegen das Haberfeldtreiben in einigen Gebieten des Erzbistums München und Freising.

In den Vordergrund der seelsorgerlichen Bemühungen des mittleren und späten 19. Jahrhunderts rückte die Bewahrung der Gläubigen vor der Sünde und vor der Gelegenheit zur Sünde, eine vorwiegend negative Haltung also, merklich verschieden von der Frohbotschaft christlichen Lebens, wie sie die Sailer Schule im Geist der

Heiligen Schrift verkündet hatte. Die jetzt zeitweise stark aufblühenden Volksmissionen, in den Städten getragen meist von Jesuiten, auf dem Land von Redemptoristen und Kapuzinern, standen unter dem Leitsatz: „Rette deine Seele!“ Die „Letzten Dinge“ – Tod, Gericht, Himmel, Hölle – standen im Vordergrund der Missionspredigten, in denen die Söhne des heiligen Alfons alle Register schaurigen Kanzeltheaters zogen, bis zur Geißelung auf der Kanzel, in der Hand einen leibhaftigen Totenkopf. Aber der Zumutung des südländischen „Zungenstreifes“ haben sich die bayerischen Bauernknechte doch widersetzt: Sie wollten nicht – als Buße für ihr Fluchen – mit der Zunge den ganzen mittleren Kirchengang entlangstreichen, bis zum Kreuz, das der Missionspater vor dem Hochaltar aufgerichtet hatte, auch dann nicht, wenn der strenge Missionar die Absolution verweigert hat, was den Berichten zufolge nicht selten geschehen ist. Man versteht, daß sich staatliche Behörden, einzelne Bischöfe und nicht wenige Pfarrer solchen Missionen widersetzt haben.

Die starke Verengung der christlichen Verkündigung wurde um die Mitte des Jahrhunderts überdeutlich. Die Lebensfülle der Heiligen Schrift wurde verengt auf moralische Verbote, wobei das sechste Gebot und die Kirchengebote (Keuschheit, Sonntagsgebot, Fasten und Abstinenz) oft zum wichtigsten Inhalt katholischen Lebens gemacht wurden. Diese Last des vorigen Jahrhunderts reicht tief ins 20. Jahrhundert herein.

Um die Seelen zu retten, hat der Klerus häufig vor den Gefahren der angeblich sittenlosen großen Städte gewarnt. Tatsächlich ist die aus dem Land in die wenigen großen Städte strömende Bevölkerung, nach München und Nürnberg vor allem, hier nur in beschränktem Umfang zum Fundament katholischen Lebens geworden.

Die Frömmigkeit des bayerischen 19. Jahrhunderts bestand aus vielen Schichten. Im Volk und in Teilen des Klerus war der lebendige Zusammenhang mit den Formen des Barockzeitalters trotz aller äußeren Verwüstung nie unterbrochen worden. Aber eine Umformung zeichnete sich doch ab, wenn alte Friedhofskapellen und Ölbergnischen nach 1858 in Lourdes-Grotten umgewandelt wurden. Noch stärker kamen die überall aufblühenden Maiandachten in Stadt und Land dem Gemütvollen entgegen, das in der katholischen Kirche stets seinen Platz hatte, weil der Mensch eben aus Leib und Seele besteht und Gott lieben soll auch mit allen Kräften des Gemütes. Die Gefahr des Sentimentalen bis zum Kitschigen hin besteht zwar, doch nicht weniger die des Verlustes aller Geborgenheit in einer Kirche, die den Menschen nicht mehr mit seinem ganzen Leben gütig aufnehmen, in Freud und Leid beseligen und trösten kann.

Die immer noch zahlreichen Bruderschaften erhielten einen Zug ins Vereinsmäßige. Den Schulunterricht beherrschten der in Frage und Antwort gegliederte, auswendig gelernte Katechismus und der geistliche Schulinspektor. In den großen Städten wurde die religiöse Luft bereits merklich dünner. Die seit den Tagen der Aufklärung und Revolution erhobenen Parolen persönlicher Freiheit und Selbstbestimmung machten auch vor den überkommenen religiösen Bindungen in der Gesellschaft nicht halt. Aber vorerst blieb noch ein starkes Beharrungsvermögen durchaus bestimmend. Immer noch prägten die gewachsenen alten Stände – Bauern, Bürger und Edelmann – das Sozialgefüge. In den katholischen Landesteilen blieben Thron und Altar im Bewußtsein des Volkes eng verbunden, in Altbayern, im Würzburger Land und im Schwäbischen. Lockerer wurde dieser Bund in den stark protestantischen Gebieten des mittleren Franken und in der Pfalz empfunden, wo auch seit dem frühen 19. Jahrhundert, deutlich im Revolutionsjahr 1848, republikanische Neigungen nie völlig erloschen sind.

Das bayerische Dorf blieb noch völlig bäuerlich geprägt und in sich geschlossen. Was ist Heimat im engeren Sinn für den Menschen bis ins 20. Jahrhundert herein? Es ist ein überschaubarer Bezirk um den Wohnort herum, soweit man an einem Tag hin und zurück zu Fuß gehen oder mit den Pferden fahren kann. Dies sind im allgemeinen nur etwa zehn Kilometer. Die unmittelbar benachbarten Dörfer gehören dazu, alle Dorfschaften, Weiler und Einödhöfe der Pfarrei, das nächste Kloster, das benachbarte Städtchen oder der Marktflecken. Die Pfarrangehörigen treffen sich beim sonntäglichen Gottesdienst, bei Beerdigungen, in kleinerem Kreis bei Hochzeiten. Im benachbarten Städtchen oder Marktflecken besorgt man die seltenen größeren Einkäufe, etwa eine Aussteuer, vor allem aber trifft sich dort regelmäßig eine weitere Umgegend auf den Viehmärkten. Die Markusprozession am 25. April und die Bittgänge vor Christi Himmelfahrt sind zwischen den einzelnen Dörfern genau festgelegt. Es gehört sich, daß außer den Kindern aus jedem Hauswesen wenigstens ein erwachsenes Mitglied daran teilnimmt. Von den Seelsorgestellten (Pfarreien, Exposituren, Kuratbenefizien) aus begleitet ein Priester diesen Kreuzgang mit Chorrock, Stola und Birett. Voran tragen drei Ministranten in roten Röcken und weißem Chorrock das Kreuz und zwei rote Fahnen. Man geht gewöhnlich in zwei getrennten Reihen auf der rechten und linken Straßenseite, in der Mitte der Priester. Auf dem Weg wird ohne Pause der Rosenkranz gebetet, der freudreiche, der schmerzhaft, dann der glorreiche. Wenn der Weg über drei Rosenkränze hinausgeht, beginnt man wieder von vorne, legt wohl auch am Ende eines Rosenkranzes, wenn die Beter dem Ziel bereits nahe sind, statt des Rosenkranzgeheimnisses die Fürbitte ein: Daß du die Früchte der Erde geben und erhalten wollest! Mit größter Pracht werden in Stadt und Land überall die Fronleichnamsprozessionen durchgeführt. Alle Stände sind hier vereint. In der Haupt- und Residenzstadt München schreitet der König – oder der Prinzregent Luitpold – mit seinem Hofstaat unmittelbar hinter dem Allerheiligsten, in der Hand nach jahrhundertealtem Brauch die Kerze, worüber nun die Schwabinger Bohème und geistesverwandte Kreise zu spotten beginnen, ohne sich dessen zu schämen.

Große, mehrtägige Wallfahrten greifen über diesen engen, überschaubaren, ganz wörtlich erfahrbaren Bezirk schon beträchtlich hinaus. Sie bieten deshalb aufregende Neuigkeiten, sind aber doch recht selten, wie auch Eisenbahnfahrten, zur nächsten Garnisonstadt zumeist, seitdem es im fortschreitenden 19. Jahrhundert diese Möglichkeit gibt. Dieser enge Umkreis gilt im allgemeinen auch für die unteren und mittleren Schichten der städtischen Bevölkerung, auch für die wenigen großen Städte bis ins 20. Jahrhundert herein. Denn eine „Sommerfrische“ gab es nur für die oberen Schichten.

In dieser überschaubaren heimatlichen Welt kennt auf dem Land jeder jeden ganz genau. Das, was die moderne Soziologie Sozialkontrolle nennt, ist streng und unerbittlich, aber im Letzten objektiv und gerecht, bis zum dreimaligen öffentlichen Eheaufgebot, der Stunde der Wahrheit vor versammelter Gemeinde beim sonntäglichen Pfarrgottesdienst, bis zur Grabpredigt, in der die Biographie – Leben und Werk – unerlässlich ist. Wird diese Leichenrede am offenen Grab einmal nicht gehalten, hat dies der Priester an dieser Stelle mitzuteilen, wobei er hinzufügen muß, daß dies auf Wunsch der Angehörigen geschieht. Solches ist stets ein ungutes Zeichen. Jeder, der die dörfliche Welt bis zum Zweiten Weltkrieg kennt und noch erlebt hat, weiß, daß es sich in ganz Bayern, in Altbayern und Schwaben zumal, so verhalten hat. Gewiß gab es da keine egalitäre Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit. Jedes Glied der dörflichen Gesellschaft wußte, wo es hingehörte. Aber der tüchtige

Knecht, die fleißige Dirn und der verlässige Hüter waren allgemein angesehen, wie der liederliche Bauer allgemein verachtet. In jeder Gegend gab es Sippen, Rassen sagte man in Niederbayern, die man aus guten Gründen gemieden hat, mochten sie reich oder arm sein.

Die geschlossene Katholizität weiter Landesteile, besonders in Altbayern und in den alten geistlichen Herrschaften Frankens und Schwabens, galt noch als Selbstverständlichkeit. Im 19. Jahrhundert stellte das Bauernland allmählich die meisten Priesterberufe und trug auch die seit Ludwig I. wiederauflebenden Klöster der Benediktiner und der Bettelorden. Die schrittweise vollzogene volle Bauernbefreiung stand damit gewiß in Zusammenhang.

Das 19. Jahrhundert hat in Bayern noch einmal katholische Frömmigkeit in starker Kraft entfalten lassen. Ganz persönliches, höchst individuelles Beten und Heiligkeitsstreben verband sich dabei mit universaler Kirchlichkeit ebenso eng wie die Strenge kirchlicher Lehre und Sitte mit nicht seltener Weite des Geistes und großer priesterlicher Güte zum einzelnen Menschen, auch zum sündigen Menschen. Das Priesterbild des 19. Jahrhunderts hat noch keine überschauende Darstellung gefunden. Aber viele Menschen der älteren Generation unserer Tage haben diesen Priester in ihrer Jugend noch erfahren, und erst heute, da es ihn nicht mehr gibt, fühlt man, was man verloren hat.

Das 19. Jahrhundert brachte in Bayern eine stattliche Zahl hervorragend tüchtiger, auf ihre Art vorbildlicher, ja heiligmäßiger Weltpriester und Ordensleute hervor, von Sailer und Wittmann angefangen über Pfarrer Simon Zollbrucker (1753–1823) von Binaburg, aus Zangberg gebürtig, Franz Sales Handwercher (1792–1853), den Segenspfarrer von Oberschneiding, und den religiösen Schriftsteller und hochverehrten Pfarrer Franz Seraph Häglsperger (1796–1877) von Egglkofen, um nur einige wenige zu nennen. In zwei bayerischen Kapuzinern, Landsleuten im engeren Sinn zudem, erscheint die eigentümliche Frömmigkeit des 19. Jahrhunderts besonders deutlich ausgeprägt: im heiligen Bruder Konrad von Parzham (1818–1894), der aus dem stattlichen Venushof im unteren Rottal kam und sein bescheidenes, dienendes Leben bei Unserer Lieben Frau in Altötting erfüllte und beschloß, und im gottseligen Pater Viktrizius Weiß (1842–1924) aus Eggenfelden, dessen Leib in der Maria-Hilf-Kirche über Vilsbiburg ruht, an dem Ort, wo er die letzten eineinhalb Jahrzehnte seines Lebens gearbeitet, gebetet und gelitten hatte. Für die vielen bedeutenden Ordensfrauen sei nur die selige Mutter Theresia von Jesu Gerhardinger (1797–1879) genannt, die Gründerin der Armen Schulschwestern, die bis zu den schweren Bedrückungen der Hitlerzeit an fast ungezählten Orten Bayerns – und weit darüber hinaus – in der religiösen Jugenderziehung tätig gewesen sind und heute noch an manchen Orten wirken. Ganz aus der innigen Frömmigkeit des vorigen Jahrhunderts kamen die Franziskanerin Maria Fidelis Weiß (1882–1923) in Reutberg, aus Kempten gebürtig, und die selige Jungfrau Anna Schäffer (1882–1925), deren unauffälliges Leben, Leiden und Sterben in der Gnade Gottes sich in dem stillen Pfarrdorf Mindelstetten vollzog, mitten im heutigen Bayern.

Man wird rückschauend feststellen müssen, daß sich die Frömmigkeit des bayerischen 19. Jahrhunderts gerade in der Gebundenheit an Tradition und Autorität noch einmal bewährt hat. Der Kulturkampf der siebziger Jahre, in Bayern unter der „Ära Lutz“ versteckter ausgetragen als im übrigen Reich, zeigte überall die alte Glaubens-treue und die unlösliche Verbundenheit des Volkes mit der Kirche.

Gegen Ende des Jahrhunderts fielen die überkommenen äußeren Zwänge stärker ab. Nun war man zum freien, selbständigen Handeln gefordert. Da wurde es doch

manchem Einsichtigen klar, daß zu wenig eigene Initiative geweckt, daß man ängstlich, selbstunsicher oder auch verdrossen geworden war. Allzu sehr hatte die Kirchenleitung, von den Päpsten angefangen über die Bischöfe bis zum letzten Kaplan oder Frühmesser hinab, das katholische Volk an straffe Führung und Weisung von oben gewöhnt, für alles und jedes. Papst Pius X. (1903–1914) schärfte diese kirchliche Kontrolle in dem langen Streit um Reformkatholizismus und Modernismus mit allem Nachdruck ein. Der Entfaltung der eigenständigen religiösen Persönlichkeit hat diese unablässige, vielfach weltfremde Weisungsgebundenheit nicht gedient.

Das späte 19. Jahrhundert brachte in der katholischen Kirche Bayerns – und ganz Deutschlands – die vielen religiösen Standesvereine mit ihren regelmäßigen „Generalkommunionen“. Diese Vereine wurden bis in die kleinsten Landpfarreien errichtet und standen stets unter der bestimmenden Leitung der zuständigen Priester. Gewiß wurde hier viel gute Arbeit geleistet, die persönliche Frömmigkeit angeregt, die Bildung gefördert, gesungen und musiziert, religiöses Wissen vermittelt, vorwiegend freilich aus der Kulturkampfstimmung heraus einseitig apologetisch. Man war gleichsam ständig auf Abwehr böser Feinde von innen und außen eingestellt. Stärkere, dauernde Lebenskraft haben die meisten dieser kirchlichen Vereine, die nach dem Ersten Weltkrieg noch einmal auflebten, im allgemeinen nicht erlangt, ausgenommen die „Gesellenvereine“ in den größeren Städten, mit starkem sozialen Einsatz. Doch erreichten zweifellos individuelle Frömmigkeit im betrachtenden Gebet, in der Anbetung vor dem Tabernakel und in den Betstunden vor dem häufig in der Monstranz „ausgesetzten Allerheiligsten“, in den häufigen, nicht selten monatlichen oder wöchentlichen „Andachtsbeichten“, in den zahlreichen Andachten, in der Pflege des Dritten Ordens, des Rosenkranzes und Kreuzweges, in den selbstverständlichen „täglichen Gebeten“ (Morgen-, Abend- und Tischgebet, „Engel des Herrn“), privat oder im Kreis der Familie, im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine Kultur wie nie zuvor in der Geschichte der Frömmigkeit.

Auch der Unterricht in den Volksschulen war sehr stark religiös ausgerichtet und in das Kirchenjahr eingebunden. Weniger erfolgreich waren die sogenannten Feiertagsschulen in Stadt und Land: Zur weiteren Bildung wurden die Jugendlichen gehalten, nach den sieben Jahren der Volksschule noch zwei Jahre lang am Sonntag nach dem Gottesdienst einige Unterrichtsstunden über sich ergehen zu lassen. Der Religionsunterricht wurde dazu auf dem Land gewöhnlich in der Kirche erteilt, und zwar in unmittelbarem Anschluß an das gesungene Amt. Da die männliche Jugend aus verständlichen Gründen meist wenig Lust zu dieser Christenlehre und Feiertagsschule verspürte, gab es ständig Ärger wegen des schlechten Besuches. Erst in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden diese Feiertagsschulen auch auf dem Land durch die moderne Berufsschule ersetzt.

Im kirchlichen Leben, in der christlichen Unterweisung und im ganzen Bereich katholischer Frömmigkeit ging es im 19. Jahrhundert vorwiegend um Bewahrung und Anweisung, nicht um die bewußte, eigenständige religiöse Persönlichkeit. Auch in Bayern gelang es der Kirche nicht, die jetzt rasch wachsenden Städte zu durchdringen, den neu sich bildenden vierten Stand, die sozial schlecht gestellte Arbeiterschaft, zu gewinnen, die intellektuelle Oberschicht festzuhalten. Die Beamtenschaft war weitgehend „liberal“. Die Volksschullehrer wurden von den Gemeinden unterhalten und führten vielfach ein kümmerliches Dasein in bedrängten Verhältnissen. Als Organisten und Chorleiter, manchmal zusätzlich als Mesner, standen sie im äußeren Dienst der Kirche. Als Lehrer waren sie der geistlichen Schulaufsicht unter-

stellt. Schon von der Ausbildung in den geistlich geleiteten Lehrerseminarien her, die insgesamt eine vorzügliche Berufsausbildung vermittelten, lebten sie in einer gewissen Aufsässigkeit gegen die Zwänge ihres sozial gedrückten Standes. Sie warteten nur auf die Stunde, wo sie lästige Fesseln abwerfen konnten. So gehörte es dann auch zu einer der ersten Maßnahmen des republikanischen Kultusministers Johannes Hoffmann, eines ehemaligen Lehrers, die geistliche Schulaufsicht in Bayern aufzuheben (1919).

In den Gottesdiensten der Sonn- und Feiertage wurde im 19. Jahrhundert regelmäßig gepredigt, gewöhnlich nach dem Evangelium, an den Festtagen vor dem Hochamt. Meist dauerte die Predigt eine gute halbe Stunde, aus festlichen Anlässen oder in besonders prominenten Kirchen mit eigenen Predigerstellen eine gute Stunde oder noch länger. Dies wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die sonntägliche Predigt gewöhnlich das einzige gehobene gesprochene Wort war, das den Menschen außerhalb seines Alltags überhaupt erreicht hat. Das bayerische Volk schätzte am Prediger die laute Aussprache, und der Priester sollte beim Amt und bei Beerdigungen schön singen können. Für die allermeisten Menschen bedeuteten die Kirchenfeste, Kirchenmusik, Andachten und feierliche Prozessionen, stets von der Kirchenmusik umrahmt, auch die einzigen geistig-kulturellen Erlebnisse. Selbst Zeitungen waren im Volk noch nicht allgemein verbreitet, für die Kleinbauern, Häusler, Tagelöhner und Fabrikarbeiter zu teuer, höchstens in der Gestalt des Wochenblattes gehalten. Diese Wochenblätter besaßen bis zum Weltkrieg nur geringen Umfang.

In der Spendung und im Empfang der Sakramente führte die bayerische Kirche das Herkommen des 18. Jahrhunderts unverändert fort. Nur konnten jetzt auf der Grundlage der allgemeinen Schulpflicht die Kinder intensiver auf Erstbeicht, Erstkommunion und Firmung vorbereitet werden. Firmreisen der Bischöfe und Weihbischöfe wurden jetzt, im Unterschied zu den Gelegenheitsfirmungen der älteren Zeit, in allen Bistümern regelmäßig durchgeführt. Gewöhnlich spendeten die Bischöfe in einem dreijährigen Zyklus das Firmsakrament an den größeren Orten ihres Bistums. Für die älteren Herren bedeuteten diese Reisen in der zweispännigen, zügigen Kutsche, über Stock und Stein auf holperigen Wegen, oft eine schwere Belastung, die man aber aus geistlicher Verpflichtung stets auf sich nahm. In der Pfingstwoche wurde gewöhnlich in den Kathedalkirchen gefirmt, wie es dem Herkommen aus der fürstbischöflichen Zeit entsprach. Eine Neuerung brachten die Standesbeichten und damit verbundenen Generalkommunionen seit Ausgang des 19. Jahrhunderts, verknüpft mit den aufblühenden kirchlichen Standesvereinen.

Feste Beicht- und Kommuniontage der Burschen und Mädchen, der Männer und Frauen hatten in manchen Pfarreien bereits eine lange Tradition. Dieser Tag war mit der Osterpflicht verknüpft und wurde als geistlich-weltliche Einkehr gestaltet, stets in würdigen Formen. Man wählte dazu Werktag in der mittleren Fastenzeit, weil der Kommuniontag als Feiertag begangen wurde, das heißt: außer der Versorgung des Viehs und der Besorgung der notwendigen Hausarbeiten hat der betreffende Stand nicht gearbeitet. Die Einkehr begann an einem Abend mit dem Standesvortrag in der Kirche und der anschließenden Beicht. Die Pfarrer ließen dazu einen Pater zur Aushilfe kommen oder halfen sich gegenseitig in der Nachbarschaft aus, ähnlich wie bei Patrozinien und Bruderschaftsfesten. Es gehörte sich nicht, daß man an diesem Abend das Wirtshaus aufsuchte. Am folgenden Morgen besuchte der Stand die Messe und empfing die Kommunion, anschließend gingen die Burschen und Männer ins Wirtshaus. Doch vermied man an diesem Tag in einer geziemenden Scheu allzu

lautes Lärmen und unbedingt das Raufen, wo solches gelegentlich Brauch war, besonders wenn die Burschen rivalisierender Dörfer aufeinanderstießen. Allzu schwer hat man übrigens gelegentliche Blessuren nicht genommen, wie Wilhelm Dieß und Max Peinkofer aus eigenem Erleben bezeugen. Nur selten mußte der Dorfbader bemüht werden, der auch die Heilpraxis, oft mit eindrucksvoller Sachkunde, geübt hat. Die Beichttage in der österlichen Zeit, und zwar an Werktagen, wurden mancherorts in Altbayern ganz im alten Stil noch in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts gehalten, zum Beispiel in Aigen am Inn (Bistum Passau).

Wie oft wurden Beicht und Kommunion empfangen? Österliche Beicht und Kommunion wurden auf dem Land als selbstverständliche Christenpflicht betrachtet, der sich kaum jemand entzogen hat. In den Städten gab es bereits eine stärkere Lockerung der kirchlichen Bindungen. Kein Bauer hätte einen Knecht eingestellt oder behalten, der nicht jeden Sonntag den Gottesdienst besuchte und die Ostersakramente empfing. In den Wochen nach der österlichen Zeit besuchten die Seelsorgepriester jedes Haus zur „Beichtzettelsammlung“ und „Seelenbeschreibung“. Bei diesen alljährlichen Hausbesuchen wurden dem Priester herkömmlich kleine Geldbeträge und frische Hühnereier geschenkt, die der begleitende Mesner in einem großen Korb gesammelt hat. Diese Besuche waren den Pfarrkindern eine Ehre und meist auch eine große Freude, besonders den Kindern, die vom Pfarrer Heiligenbildchen erhielten. Die Tage hatte der Priester bei der sonntäglichen Verkündigung genau angesagt. Deshalb lagen Beichtzettel, Geld und Eier bereits auf einem Teller in der Mitte des sauber gedeckten Tisches in der Wohnstube für ihn bereit.

Außerhalb der österlichen Zeit wurden die Sakramente (Beicht und Kommunion) in den Landpfarreien, vielfach auch in den Städten, meist noch am Portiunkulasonntag (dem ersten Sonntag im August), an Allerheiligen/Allerseelen und an Weihnachten/Neujahr (Neujahr überwog) empfangen. Dazu konnte ein Patrozinium oder Bruderschaftsfest kommen. Darüber bestand in jeder Pfarrei ein festes Herkommen. So wurde etwa das Bruderschaftsfest eines Klosters zugleich als Beicht- und Kommuniontag für die umliegenden Dörfer begangen. Insgesamt ergab sich also ein Sakramentenempfang einige Male im Lauf des Kirchenjahres, wobei der Kommunion stets die Beicht voranging. Erst die Kommuniondekrete Pius' X. (1905, 1910) ermöglichten die Kommunionsspendung an Kinder im mittleren Volksschulalter, ebenfalls nach vorgängiger Beicht, und leiteten den häufigen, schließlich sogar täglichen Kommunionempfang ein, wobei aber diesen täglichen Kommunikanten dringend empfohlen war, häufig zu beichten. Die Kommunion wurde nur in den Werktagsmessen am rechten Ort der Liturgie gespendet, an den Sonntagen meist vor oder nach der Frühmesse, beim Amt am Vormittag gar nicht, weil dies nicht gebräuchlich war. Auch Kommunionandachten außerhalb der Messe blieben noch lange in Übung.

Priesterbild und Frömmigkeit des 19. Jahrhunderts sind aus den Statuten der bischöflichen Seminarien und aus der einschlägigen aszetischen Literatur des Jahrhunderts nur unvollkommen zu gewinnen. Man hat den Eindruck, daß viele Priester die lebensfremden Papierweisheiten in der Erfahrung ihres Priesterlebens beiseite schoben und von sich aus gütiger zu ihrem Pfarrvolk wurden, das sie ja in allen Lebenslagen, auch im guten Willen, genau kannten, gütiger, als es die strengen Vorschriften und Absolutionsanweisungen gestattet hätten.

Eines noch über die vielen weisen, gütigen Priester des 19. Jahrhunderts. Sie haben mit größter Gewissenhaftigkeit die Anwesenheitspflicht in ihrer Pfarrei gehalten und sie waren zu jeder Stunde des Tages und der Nacht für ihre Leute zum geist-

lichen Dienst bereit. Sie haben regelmäßig die Kranken besucht und sind beim Sterbenden bis zum Eintritt des Todes geblieben, wenn immer es die dienstlichen Verpflichtungen erlaubten. Es gab noch kein Auto und kein Fernsehen, es gab noch keine Amtsstunden. Es gab aber genügend Seelsorgepriester. Für das Bewußtsein der Kirchenverbundenheit war entscheidend, daß der Priester nicht nur seinen geistlichen Amtspflichten nachkam, sondern daß er im Dorf anwesend war. Kein größeres Dorf gab es ohne Kirche und ohne Priester. Und es gab noch zahlreiches helfendes, dienendes Personal. Das ganze Jahrhundert hindurch galt es als Ehre, im Pfarrhof als Dienstbote zu arbeiten oder gar einem Priester den Haushalt zu führen. Deshalb wurde der erste große Schritt zur Vereinsamung des Seelsorgepriesters in seiner Gemeinde, mit dem Ende der Ökonomiepfarrhöfe um 1900, zunächst noch nicht stärker fühlbar.

Die religiöse Kraft, die Kirchenverbundenheit, die Frömmigkeit des 19. Jahrhunderts ist im katholischen Bayern seit Ausgang des Ersten Weltkriegs langsam schwächer geworden, anfangs nur in den Städten mit wachsender Industrie, doch noch bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts lebendig geblieben.

Der radikale Umwandlungsprozeß nach dem Zweiten Weltkrieg hat das Land ungleich stärker betroffen als die Städte. Dies hat in Staat und Kirche zum Überdenken des Bestehenden gezwungen, organisatorische Änderungen und eine Zukunftsplanung, eine Zukunftsstrategie, zwangsläufig herbeigeführt. Ist man sich wirklich im klaren, was es bedeutet, in vielen Jahrhunderten gewachsene Räume der Zusammengehörigkeit „neu“ zu gliedern, alten stattlichen Dorfschaften ihre Eigenverwaltung und damit auch die Eigenverantwortung zu nehmen, sogar den guten alten Namen, großen Dörfern den Bürgermeister, den Lehrer mit der Schule und auch den Pfarrer zu nehmen? Die Gründe und Begründungen dafür sind bekannt, die Folgen für Land und Volk unabsehbar.

Es ist eine bekannte, oft genannte und oft belächelte Tatsache, daß unter allen deutschen Bundesländern der Gegenwart Bayern allein über eine ungebrochene staatliche Tradition durch eineinhalb Jahrtausende verfügt. Ein zweites kommt dazu. Altbayern hielt auch durch eineinhalb Jahrtausende am katholischen Glauben fest. Die protestantische Reformation des 16. Jahrhunderts ist zwar da und dort eingedrungen, aber tiefere Wurzeln konnte sie im Herzogtum Bayern nicht fassen. Der Kampf um die Erhaltung der alten Kirche war in Bayern nie ein Kampf um die Existenz schlechthin, wie etwa in allen Bistümern Niederdeutschlands, am Rhein, in Franken und Schwaben ebenso wie im benachbarten Österreich und in Böhmen. Auch aus dieser geschichtlichen Tatsache erklärt sich zum guten Teil die Unbefangenheit, die Sicherheit, die vielberufene und viel mißverstandene bayerische Liberalität.

Die Religion galt im alten Bayern als der tragende Grund aller menschlichen Ordnung. Die Kirche ist immer auch ein Stück Zeitgeschichte. Sie wird getragen – oder nicht getragen – vom Glauben der Menschen ihrer Zeit. Die Frage der Religion kann in Europa, in der alten abendländischen Welt, nur die Frage des Christentums sein.

In seiner „Neuen Auflage des Buches vom teutschen Rom“ – gemeint ist München – bringt 1781 der Exjesuit Crammer, Propst der kurfürstlichen Hofkirche St. Michael, das berühmte Distichon:

Rem, Regem, Regimen, Regionem, Religionem
Conserva Bavaris Virgo Maria Tuis.

Jungfrau Maria, erhalte deinen Bayern „das Sach“ (so muß man wohl „res“ am besten übersetzen), den Herrn, die Ordnung, die Heimat und den Glauben!

Der Propst von St. Michael fügt hinzu: Mit dieser Devotionsformel habe Kurfürst Maximilian bei der Aufrichtung der Mariensäule 1638 sich, seine Untertanen und sein Land der Gottesmutter Maria geweiht. Mag es auch wörtlich nicht ganz so gewesen sein, so entspricht doch der Inhalt ohne Zweifel völlig der maximilianischen Frömmigkeit. Vielleicht geht der Zweizeiler auf Jakob Balde zurück. Offensichtlich werden hier die besten Güter im alten Bayern dem Schutz der Patrona Boiariae anvertraut. Eine Besinnung auf diese Güter, die unseren Vorfahren vor allen anderen kostbar und erhaltenswert gewesen sind, lohnt auch in unserer gewandelten Zeit.